

Im Frühjahr eines Schaltjahres im 21. Jahrhundert kehrte ich zurück an den Ort meiner frühen Jugend und musste begreifen, warum Erinnerung und Erwachen eng miteinander verwandt sind. Denn fast ein ganzes Jahr wohnte ich in meinem Kopf. Meine Jugend verbrachte ich in einer ehemaligen Reichsstadt und deren Umland im Württembergischen. In meinem Personalausweis stand der Name Paul Hunger. Ich wollte, oder besser gesagt, musste neu anfangen. Aber was heißt schon *neu anfangen*? Die Umzugskartons auf eine Dreizimmer-Dachwohnung verteilt, nichts ausgepackt, der Großteil enthielt Bücher. Gut, meine alte Pavoni-Kaffeemaschine und ein paar Tassen, Teller, Gläser und Besteck waren das aus dem alten Leben gerettete Zeug. Es war Strandgut, das ich auf zwei zu einem Tisch zusammengestellten Kartons ausbreitete. Kann man ein Leben, für das man durch eine ozeanische Einsamkeit geschwommen ist, überhaupt neu anfangen? Ist es nicht einfach eine Fortsetzung des alten Lebens unter anderen Vorzeichen? *Neuanfang* hört sich an wie eine Wiedergeburt oder eine Wiederauferstehung.

Kurz nach meiner Rückkehr suchte ich an einem Samstagabend meine ehemalige Stammkneipe, den *Löwen*, auf. Inzwischen hatte sie einen neuen Namen und hieß nun NIVEAU. Und siehe da, auch in dieser kleinstädtischen Großstadt gab es Musik-, Kultur- und Einkaufsnächte und sogar Sicherheitstage. Ich kam aus dem Dschungel der Metropole und dort war fast jede Nacht für mich Kultur- oder Musiknacht, vor allem in meiner Zeit als Taxifahrer. Diese Nächte endeten meist in Bars oder Cafés, in denen ich früh morgens einen Kaffee trank und mich dann nach Schichtende in die Tagesdämmerung verabschiedete. Die Eule der Minerva flog auch in München am liebsten in der Dämmerung.

Hey babe, here I am, a man on your scene... war die erste Zeile, die wie ein Lockruf aus der Gaststätte drang und das Straßenpublikum und mich auf die Band im Lokal aufmerksam machte. Die Leute stauten sich auf den Treppen und als ich mich durch den schmalen Eingang meines Adoleszenzlokals vorgearbeitet hatte, belagerten die Bass- und Schlagzeug-Grooves wie ein heranrollender Donner meine Ohren, gefolgt von der Rhythmusgitarre, die mich sofort an Duane Allman erinnerte. Der Sänger mit einer Bluesharp in der Hand tanzte wie ein Derwisch vor der Band hin und her. Ein harter Kontrast zum Sologitarristen, der sich vom Bewegungsdrang des Sängers in keinsten Weise anstecken ließ und sein Solo ins Publikum schickte. „Hier habt ihr was von mir, aber mehr bekommt ihr nicht“, schien er sagen zu wollen. Der Saxophonist hatte gerade Pause und knutschte mit einer blonden Frau mit Kurzhaarschnitt als wäre sie sein Mundstück. Über dem Schlagzeuger hing ein Banner: Tough Enough hieß die Band, *Hard To Handle* das von den Black Crows gecoverte Stück.

Das hätte schief gehen können. Hungers Kopf fühlt sich an wie ein Heißluftballon, von dem aus er über die Szene unter ihm herabschauen kann. Unter den Wartenden erkennt er Gesichter, die nach etwas Ausschau halten. Er entdeckt vertraute Gesichter, von denen manche das Antlitz aus ihrer Kindheit, Jugend oder aus der Zeit als Hunger mit ihnen einen Teil seines Lebens geteilt hatte, tragen. Die Menge steht auf einem Bahnsteig. Auf der Anzeigetafel steht *München, ca. ein Jahr Verspätung*. Seine Eltern kann er deutlich ausmachen, wie sie an der Bahnsteigkante stehen. Seine Mutter hat ihren ultimativen Gesichtsausdruck, den etwas versteinerten, in den Horizont gestellten. Sein Vater neigt den Kopf leicht nach unten und zupft sich mit Daumen und Zeigefinger an der Nase. Diese Kombination der elterlichen Physiognomie bedeutet: Es muss etwas Schlimmes passiert sein. Manche erkennt Hunger nur schemenhaft oder will sie nur so erkennen. Die Wartenden

organisieren sich in Gruppen: Seine Familie steht im wahrsten Sinne des Wortes zusammen, seine Freunde mit ihren Frauen und Partnern oder die Kollegen vom Institut bilden weitere Gruppen. Am Rande und mit dem Rücken zum Parkplatz stehen Bekannte, den Ausgang sozusagen als Fluchtweg im Rücken. Als hätte sie die Neugier an diesen Ort gespült.

Er blickt auf Sabines kastanienfarbenes Haar und sieht, wie sich die grauen Fäden in der schmalen Schneise des Mittelscheitels ausbreiten. In Sabine, die in der Grundschule lieber ein Junge sein wollte und den Handstandüberschlag perfekt beherrschte, war er in seiner Erinnerung von Kind an verliebt. Es beeindruckte Hunger, dass sie spielerisch mehr Klimmzüge an der Teppichklopfstange im Garten ihrer Eltern als er schaffte und später den Schwarzen Gürtel in Karate erwarb. Es schien in einem anderen Leben gewesen zu sein, als er mit ihr während eines Konzertes von Birth Control den Saal verließ und sie hinter dem Gebäude, an einen Silberhorn gelehnt, an sich zog. Sie riss ihm dabei ein Bündel Haare aus, das ihr auch als Haltegriff diente während drinnen der Song *Gamma Ray* gespielt wurde.

Neben ihr steht ihr Mann Norbert, der Kneipier und Konzertveranstalter, mit dem Hunger im Gymnasium eine Schülerband gegründet und in verschiedenen Jugendhäusern und bei ihrer Abiturfeier aufgetreten war. Jahrelang konkurrierte Hunger mit Norbert um Sabine aus der Parallelklasse. Als es Hunger nach dem Zivildienst nach Südostasien zog, nutzte Norbert Hungers Abwesenheit und machte Sabine einen Heiratsantrag. Für Sabine kam dieser Antrag so überraschend und zwingend, dass sie zustimmte und mit ihm nach Hamburg in ein exponiertes Hotel fuhr, in dem am Vorabend ihrer Trauung Udo Lindenberg vor ausgewählten Gästen spielte. Wie Norbert es geschafft hatte, ausgerechnet Inga Rumpf und Manni von Bohr als Trauzeugen zu gewinnen, blieb für Hunger immer ein Rätsel. Mittlerweile steht Norbert auf junge, kräftige Männer, die er meist aus dem Backstage-Personal rekrutiert. Sabine, die sich noch lange nach ihrer Heirat zwischen diesen beiden Männern bewegte und sich in dieser Nacht mit Hunger wie eine Schlange am Baum der Erkenntnis um ihn wickelte, konnte nur kommen, wenn ihr Mann in der Nähe war. Das nannte sie Treue. Deshalb trafen sie sich manchmal während den Konzerten im ALTEN KINO in dem unübersichtlichen, struppigen und mit altem Baumbestand bewachsenen Garten auf der Rückseite des Konzertgebäudes. Sabine schien einen konservierten Körper zu haben und gehört zu jenen Frauen, die nur im Gesicht zu altern und sich sonst die mädchenhaften Konturen zu bewahren scheinen. Von hinten sehen sie aus, als wäre die Zeit stehen geblieben.

Der Bahnhof kommt Hunger bekannt vor. Norbert trägt wie immer einen schwarzen Rollkragenpulli. Er hatte den weißen Blues in die Neckarstadt gebracht und sorgte dafür, dass Calvin Russell, Mick Taylor, Snowy White, oder Steve Schuffert ihren Stammplatz in den CD-Regalen der auf Fachwerk getrimmten Wohn- oder Männerzimmern der lokalen Blueszene einnahmen. Sie wurden – so sah es jedenfalls Norbert – immer dann aufgelegt, wenn die Frauen und Ehefrauen sich in ihre Therapeuten verlieben oder eben für immer verschwinden. Der Blues war bei Norbert der wirkliche Seelentröster, nicht die selbsternannten Familientherapeuten mit ihren undurchsichtigen Titeln und Zertifikaten. Ginge es nach dem ehemaligen DKP-Aktivisten und studierten Gymnasiallehrer Norbert, müsste für diese Spezies das Berufsverbot eingeführt und die Kassenzulassung entzogen werden!

Seltsam, dass auch der Pfarrer in der Gruppe steht. Als Hunger im Ministrantenalter war, zwickte dieser Hunger vor allen Gottesdienstbesuchern heftig in Wange, weil Hunger sich über die Art wie der Pfarrer den Wein trank, amüsierte. Hunger wäre am liebsten im Erdboden versunken und schwor sich nach dieser öffentlichen Demütigung an jenem Palmsonntag, diese Kirche nie wieder zu betreten zu wollen. Als Hunger nicht zu den Ostervorbereitungen erschienen war und sich stattdessen mit Freunden im Wald herumtrieb und heimlich rauchte, tauchte der Pfarrer abends bei seinen Eltern auf. Hunger hielt sich mit Freunden in einer abgelegenen Feldhütte am Waldrand auf. Als sein Vater ihn dort fand, befand er sich in einer Stimmung zwischen Zorn und Erleichterung. Hunger überzeugte ihn, ihm zu versprechen, ihn nicht mehr zu Gottesdiensten in die Kirche zu zwingen. Von diesem Moment an wollte sein jüngerer Bruder diesen Part übernehmen. Der war stolz darauf, Ministrant zu werden und der Pfarrer hatte sein Opfer bekommen.

Nach dem Stück war Pause. Der Schlagzeuger hatte zuvor in den Beifall hinein noch einmal den Auftakt mit Links-Rechts-Rudiments auf der Snare getrommelt und die anderen stiegen noch mal voll ein – ein Schluss, der sich beinahe überschlug. Viele Zuhörer schoben sich mit erhitzten Gesichtern an mir vorbei Richtung Ausgang – der Strom hatte die Richtung gewechselt – und die Leute schnappten nach Luft oder zündeten sich eine Zigarette an. Ich bestellte mir bei der Schwarzhaarigen ein Bier, ein naturtrübes Gebräu, das in der Nähe einer Psychiatrie hergestellt wird. Ich kannte keinen der Burschen aus der Band, obwohl sie alle etwa mein Alter hatten. Aber ich war gespannt, was sie im nächsten Set hinlegten würden.

Obschon ich dieselbe Sprache und denselben Dialekt wie die meisten im Lokal sprach, kam ich mir nach einer ewig scheinenden Abwesenheit vor wie ein Fremder. Nie hatte es mich in dieser Zeit in die Stadt am Albrand oder in den wenige Kilometer entfernten Neckarort meiner umwölbten Kindheit gezogen. Ich war einfach zu sehr beschäftigt in München. In der Gegend um den Ostbahnhof hatte ich meine Aktivitäten als immatrikulierter Entrepreneur ausgebaut. Waschsalons waren auch in diesem Stadtteil gefragt. Während meines Studiums hatte ich mir angewöhnt, in den Waschsalons je nach Waschgangdauer meine Philosophen zu lesen, die nun in Umzugskartons dösten. Manchmal verbrachte ich auch ganze Nächte im Waschsalon mit Lesen, das gleichmäßige Rotieren der Waschtrommeln wirkte beruhigend auf mich. Außerdem war es im Waschsalon wärmer als in meiner Studentenbude und ich hatte mich als Taxifahrer daran gewöhnt, die Nacht zum Tag zu machen. Irgendwann erwarb ich die Lizenz für einen kleinen Salon in Haidhausen, der davor ein Schraubenladen war. Der Salon ermöglichte mir das unbegrenzte Lesen und so bestand mein Leben scheinbar über längere Zeit hauptsächlich aus Waschtrommeln und Lesen. Ich wurde zu einem Waschtrommler und hörte in der meditativen Rotation meine Rudiments der Platzmusik-Auftritte als Jungschlagzeuger des örtlichen Musikvereins heraus, bei denen ich eine rote Weste, weißes Hemd und schwarze Hose tragen musste.

Das erste Stück nach der Pause war gleichzeitig der Auftakt des dritten Sets. Der Sänger kündigte das Stück *Life Is Hard* von Johnny Winter an. Dieses Stück hatte ich mir erst ein paar Tage zuvor angehört. Es stammt von der Scheibe *Let me in*, die 1991 auf den Markt kam – eine siedende Johnny-Winter-Platte! Danach kam *All Along The Watch Tower*, dann *Wicked Game* in der HIM-Version und danach *Six Blade Knife*, das ich von Mark Knopfler oder auch von Hank Shizzoe kannte. Der Bassist, der sich in der Pause zu sehr dem Jäger-

meister zuwendet hatte, stieg erst in der Mitte von Life Is Hard ein und fegte dabei gleich sein Bierglas vom Verstärker. Alle anderen nahmen das gelassen hin, nur der Drummer gab ihm mit dem Drumstick einen mahnenden Klaps auf den Rücken. Six Blade Knife dauerte fast zehn Minuten, ein schönes Gitarrensolo, das zeitweise mit Offbeats des Drummers noch zusätzliche Dynamik erhielt, eine heulende Bluesharp-Einlage des Frontmans, gefolgt von einem epischen Saxophonsolo, jeder konnte sich entfalten. Das Stück wurde mal schneller, dann wieder langsamer. Ob es Absicht war, konnte ich nicht sagen. Aber diese Band, alles versierte Garagenmusiker ohne Zweifel, spielte organisch. Mir gefiel das Authentische, ich sah keine Allüren – eher umgekehrt: Diesen sechs Musikern war der Beifall und das zugewandte Pfeifen und Grölen fast peinlich. Ab und an ein Danke und keine Floskeln wie *Wir lieben Euch, Ihr seid ein tolles Publikum* - was ich in München des Öfteren hörte. Ich wusste nur noch Bruchstücke von meinen zahlreichen Konzertbesuchen in der Hauptstadt, aber daran konnte ich mich erinnern. Bei Tough Enough jedoch war die Performance sekundär.

Mit einem Stück der Blues-Ikone T-Bone Walker, dem *Stormy Monday Blues*, endete mein erstes Konzert bei Tough Enough. Dieses populäre West-Coast-Stück, das es im Frühjahr 1948 auf den 5. Platz der R-&-B-Charts schaffte, kannte ich auch von den Allman Brothers. Die ersten beiden Sets hatte ich nahezu verpasst und doch war dieses Konzert ein Spiegel meiner versandeten Seele. Es war, als wäre ich nach einem Marsch durch die Wüste in einer Oase angekommen. Ich hatte ein Bluesbad genommen und nach langer Zeit wieder ein Gefühl von Identität, die ich in der Hauptstadt nicht mehr fand. Meine Beziehung zur Welt war im künstlichen Koma zurückgeblieben, sie hatte sich in einem Zustand des Schwebens verflüchtigt und lag wie eine eingefrorene Mahlzeit im Gefrierfach meines Gehirns. Wie ich den Weg zurück in das, was die Leute Welt nannten, gefunden hatte, blieb mir damals ein Rätsel. Es war wie das Ende des letzten Stückes in dieser Nacht, ein Fade out. Aber der Blues blieb auch in meinem anderen Leben scheinbar das universelle Bindemittel für mein spätmodernes Weltverhältnis und mein Verhältnis zu mir selbst. Ich hatte in dieser zugefallenen Lebensphase eine Aussage von Wolfgang Herrndorf, dass die Zeit eine schmucklose Allmacht und eine große Zerstörerin sei, nochmals anders verstanden.

Die Rufe nach einer weiteren Zugabe blieben unerfüllt. Die Gitarristen rollten ihre Kabel zusammen, der Schlagzeuger nahm die Cymbals von den Stativen, der Bassist sammelte die Mikros ein und versorgte das Mischpult und die Lautsprecher wurden nach draußen in die Autos der Musiker geschleppt. Ich stand noch eine Weile vor der Kneipe und rauchte eine Zigarette, schaute den Musikern beim Einladen zu. In Rudeln verließen die Musikernachtsbesucher die Kneipen und torkelten durch die Gassen der ehemaligen Reichsstadt. Ich verpasste nach dieser Kostprobe in jenem Jahr kein öffentliches Konzert dieser Bluesrock-Band mehr. Aber das war, wie sich herausstellen sollte, auch nicht schwer. Denn Tough Enough spielte zwei oder drei Mal im Jahr und die Konzerte wurden in all den Jahren im Wesentlichen auf drei Spielorte verteilt, diese Band schien nur Heimspiele zu haben.

Jetzt sieht Hunger, wie vier Männer in schwarzen Anzügen einen Sarg in Richtung Bahnsteig tragen. Und als sie bei den Wartenden ankommen, hebt sich der Deckel und seine Jugendliebe Gisela springt aus ihm heraus wie ein Kastenteufel und landet auf einem Trampolin, der scheinbar extra für sie bereitgestellt wurde. Aus Solidarität mit Hungers Protest wollte sie im Alter von zwölf Jahren aus der Kirche austreten. Auch ihre Eltern hatten wie

die Hungers unterschiedliche Konfessionen und so wollte sie zu den Evangelischen wechseln. Die unterschiedlichen Konfessionen im Ort gebärdeten sich wie Stämme und organisierten sich darüber hinaus in diversen Vereinen. Was den Aspekt der Konfession anbelangt, zog sich eine Trennlinie durch diese Familien. Hungers Mutter wuchs in einer altkatholischen Familie auf, sein Vater war unter den Augen von Pietisten groß geworden. Immer wenn es zu ungeheuren oder strittigen Vorfällen bei einem oder einer seiner sieben Geschwister kam, trat die Frage der Stammeszugehörigkeit zu Tage. Der temporäre Eskapismus von Hunger etwa oder die kleinen Ladendiebstähle einer seiner Schwestern wurden im Streitfall der väterlichen oder mütterlichen Stammeskultur zugeordnet. Um das Problem lösen zu können, wurde es auf eine der beiden konfessionellen Hauptadern zurückgeführt. Eine Stammeslinie musste in den sauren genetischen Apfel beißen, damit das Problem verortet werden konnte. So wurden Merkmale mit einem Onkel oder einer Großmutter identifiziert und einem Vorfahren-Stamm zugeordnet und alle sieben Kinder trieben im Grenzfluss der beiden Stämme und mussten sich gegenseitig aus dem Wasser ziehen.

„Wir haben im Prinzip alle einen christlichen Untergrund“, sagte sein Jugendfreund Günther, dessen Eltern beide evangelisch waren und eine Bäckerei betrieben. Günther ist einer der Sargträger. Dieser hatte, wenn er nicht im elterlichen Betrieb helfen musste, mit einem Wurfmesser hantiert und damit auf Eichhörnchen und Katzen gezielt. Ein Drama, als er tatsächlich einmal die apathische Perserkatze der verwitweten alten Dame eines ehemaligen Nazi-Bonzen getroffen hatte. Die wohnte in der Nachbarschaft. Über sie erzählte man sich, sie hätte einen Lampenschirm aus *Judenhaut*. Hunger konnte lange nichts damit anfangen. Er hielt den Begriff Judenhaut für eines der vielen semantischen Rätsel, die um ihn herum im Numinosen des Alltags zirkulierten und die er erst im Erwachsenenalter lösen konnte. Jedenfalls hatte es die alte Dame geschafft, einen Krankenwagen des örtlichen Roten Kreuzes anzufordern und ihre schwer verletzte Katze damit zu einer Notoperation bei einem Tierarzt fahren zu lassen. Das Ganze kostete Günthers Vater die Tageseinnahmen seiner Konditorei jenes Ostersonntages, an dem Hunger den Gottesdienst bestreikte. Und Günther eine Woche Hausarrest und vier rote Striemen auf seinem Gesäß. Lange hielt sich dann die Legende, die Operation der Katze sei mit Windbeuteln und Biskuithasen bezahlt worden – und mit Günthers Blut.

Ich hörte Tough Enough noch einmal im Herbst desselben Jahres. Wieder eine Live-Nacht. Und wieder war die Hütte voll. Es roch nach griechischem Essen und Duftwürfeln des Pissoirs. Die Toiletten lagen am Ende eines Ganges, der wie eine zu geparkte Einbahnstraße aus Trinkern an der Theke vorbeiführte. Ich schlenderte zuvor durch die Stadt an den anderen Bars und Kneipen vorbei, die mit Live-Acts aufwarteten. Aber es trieb mich in dieses ehemals spelunkenhafte, abgelebte und nun etwas postmodern aufgehübschte NIVEAU. Und als ich dort ankam, sah ich, dass es nicht nur mir so ging. Diese Band hatte offensichtlich ein Stammpublikum. Was mich nicht wunderte, denn die Jungs strahlten Kontinuität und Stabilität aus und spielten nahezu dasselbe Programm. Aber die Stücke hatten jedes Mal etwas Einzigartiges. Die Reihenfolge der Solis konnte sich ändern oder die Länge des Stückes, sogar der Schlussteil, der keiner war... und das Stück plötzlich noch einmal an Fahrt aufnahm. Das schien der Zuhörerstamm zu goutieren. Die Leute, die im Alltag mit riskanten Freiheiten geplagt waren, suchten offensichtlich nach Verlässlichkeit, Wiederholung und einer Art der Musikversicherung mit Songs, die in ihre Jugend hineinspielten. Bei diesem Auftritt kam ich in den Genuss des kompletten Programms. Insbesondere

die groovigen Stücke wie *Iceman* von Albert Collins, *Mustang Sally* von Buddy Guy (ist auch bekannt von Wilson Picket oder von den Commitments) oder *Where Did I Go Wrong* von Albert Cummings, einem vergleichsweise jüngeren Vertreter der weißen Bluesrock-Szene (wie Walter Trout oder Snowy White), gefielen mir an diesem Abend am besten. Das Publikum wollte mitsingen, deshalb traf *Alright Now* von Free, *Honky Tonk Women* und *Walking The Dog* von den Stones oder *Passenger* von Iggy Pop auf große Resonanz. Tough Enough schien sich zu verausgaben, spielte fast vier Stunden und machte erst kurz nach ein Uhr Schluss. Der Laden war wieder dermaßen voll, dass sich die Leute auf Tuchfühlung den Musikern nähern mussten. Eine brünette Schönheit ließ sich gerne in die Nähe des Rhythmusgitarrierten schieben, dem so viel körperliche Nähe aber eher unangenehm zu sein schien und der sich prompt beim Südstaaten-Boogie *La Grange* von ZZ Top in seinen Saiten verstrickte. Die Frau des Schlagzeugers ließ keinen Zweifel an ihrer Zuneigung und schickte ständig kleine Blitze in dessen Richtung. So entstand ein elektrisches Feld, in das keine andere hineingeraten durfte, sonst wäre sie verschmort. Gerade deshalb weckte sie aber Begehrlichkeiten bei ein paar Männern und ich muss zugeben, ich war einer davon. *Put on your high heeled sneakers, wear your big hat on your head, I'm pretty sure now baby, cause you know, you knock him dead* passte zum Outfit und Habitus dieser schlanken Blondine mit ihren hochhackigen Stiefeletten. Sie trug ein bauchfreies T-Shirt und ich sah, dass sie unterhalb des Nabels ihres leichtathletischen Bauches einen Skorpion als Tattoo trug.

Ich merkte, dass ich mich langsam nicht nur für die Band zu interessieren begann. Nach meiner temporären Amnesie war das meines Wissens die erste Interessensbekundung meines limbischen Systems an meiner sozialen Umwelt. Als Philosoph hatte ich immer von einer kollektiven Amnesie gesprochen, weil die zunehmende Digitalisierung aus meiner Sicht nur noch das Kurzzeitgedächtnis vieler Menschen in Anspruch zu nehmen schien und die für die Zivilgesellschaft grundlegenden und prägenden historischen Entwicklungen und Erfahrungen immer mehr in Vergessenheit gerieten oder nur noch im Bewusstseins-App-Format vorhanden waren. Manipulierte oder unwahre Informationen hießen nun Fake-News. Sie müssen nur oft genug wiederholt werden, dann sickern sie irgendwann ins Bewusstsein und werden irgendwann für bare Münze genommen werden. Nicht der Wahrheitsgehalt ist wichtig, sondern die Häufigkeit und auch hier die Intensität der Wiederholung.

Und nun stand ich da und überlegte, ob ich einen von den Musikern in der nächsten Pause ansprechen würde. Aber was sollte ich den fragen? Ich hatte gehört, dass der Frontman mit Franz angesprochen wurde. Dieser zeigte immer wie ein Musiklehrer auf den entscheidenden Musiker, wenn dieser in Kürze mit einem Solo dran war. Aber der Sologitarrist, scheinbar völlig in sich versunken wie Diogenes in seiner Tonne, registrierte den Wink nicht immer und stieg dann etwas verspätet in sein Solo ein, das er dafür um die verlorene Zeit nach hinten ausdehnte. Na und? So etwa bei *Six Blade Knife* von Marc Knopfler.

Tough Enough hatte noch weitere Stücke im Gepäck: Etwa *Mary Janes Last Dance* von Tom Petty oder *Behind Blue Eyes* von Who, aber eher in der Version von Limp Biskit, die meistens vom Rhythmus-Gitarrierten mit dem Namen Jimmy gesungen wurden – und der machte das richtig gut, wurde im Refrain noch von Franz unterstützt. Und bei manchen Stücken übernahm der Schlagzeuger noch die dritte Stimme. Diese Stücke lebten und man spürte, dass die Musiker sie liebten wie ihre Frauen. Das war vielleicht auch einer der Fak-

toren, warum Tough Enough so gut ankam. Die Songs waren nicht unbedingt filigran arrangiert, dafür aber kraftvoll, blutend, pumpend und treibend. Und obendrein noch das heulende Saxophon, als würde es von einem Wolf gespielt. Es handelte sich um eine existenzialistische Band, die sich eher wie eine kompakte Anordnung einer Büffelherde gebärdete und mich leicht an Lynyrd Skynyrd erinnerte. Der Bassist, der auf den Namen Ulf hörte, war ein gutes Beispiel für meine Potential-Theorie. Er spielte einen klaren, soliden und rhythmisch passenden Bass im Hintergrund und verband die beiden Gitarren miteinander. Er spielte keine exponierte Rolle, hätte dies aber von seinen musikalischen Fähigkeiten her tun können. Es gibt Männer, die spielen einmal in der Woche Schafskopf, treffen sich zum Kegeln oder zum Fußballspielen. Hier war wohl der Blues-Rock das Medium der Meetings.

Irgendwann konnte ich mir meinen Reim darauf machen, dass der Sound von Tough Enough auch den Sound von gescheiterten Ehen, enttäuschten Beziehungen, Krankheitsgeschichten, beruflichen Absurditäten oder die Schrecklichkeit des Alltags mittransportiert. Alles Dinge, die zur Normalität - auch von schwäbischen Lebensentwürfen - gehören. Insofern war Tough Enough ein Ausdruck von sozialen Tatsachen, sie wollten nichts Besonderes sein. Das entnahm ich auch den Ausführungen des Schlagzeugers, mit dem ich während einer Spielpause über die Musik der Band ins Gespräch kam. Er hatte schon seit zehn Jahren diesen Platz inne und verwies auf die Kontinuität und die vergleichsweise geringe Fluktuation der Band, die nahezu aus Fossilien bestehen würde. Es stellte sich heraus, dass er Norbert, einen früheren Freund von mir, kannte. Je länger ich mit dem Drummer sprach, desto mehr ging in den Dunkelkammern meines Bewusstseins wieder die Beleuchtung an. Ich wusste, dass ich auch Schlagzeug spielen konnte und mir fiel ein, dass ich vor langer Zeit in einer Schülerband und bei Sessions gespielt hatte. In München hatte ich ab und zu mit Leuten gejammt, um nicht das Gefühl für dieses Instrument zu verlieren.

Vor allem aber spürte ich, dass mich bei dem Namen Norbert ein innerer Stich erwischte. Ich versuchte in mehreren Anläufen herauszufinden, welcher Dorn mich da gestochen hatte. Es waren Erinnerungen ohne Gefühle, Bilder ohne Empfindungen mit einer Figur, die in meinem Leben einmal eine Bedeutung gehabt haben musste. Woher aber der Stich? Mir fiel ein, dass Norbert mir gegenüber irgendwann einen geschäftsmäßigen Ton anschlug, den ich mir nur so erklären konnte, dass ich seine Frau inzwischen körperlich verschmähte. Ob es andere Gründe dafür gab, konnte ich nicht sagen. Davor hatte er das fast schon repetitive Verhalten eines Kindes, das Angst davor hat, alleine gelassen zu werden. Immer wieder versuchte er, zwischen sich und mir eine Komplizenschaft herzustellen, indem er sich über eine verschlüsselte Sprache etwa danach erkundete, ob ich noch ein aktiver Vulkan sei.

Der Schlagzeuger hieß Jochen und fragte mich, wo ich mich befinden würde, wenn ich Musik höre. Er bezeichnete den Menschen als Resonanzkörper der Musik: Es wäre doch interessant, herauszufinden, ob die Musik innerhalb oder außerhalb von uns existiert. Nicht umsonst hätte man auf der Schwäbischen Alb in einer Höhle eine Flöte aus Schwanenknochen gefunden. Die Menschen hätten immer schon ihre Beziehung zur Welt über Musik herstellen wollen. Musik hören sei deshalb für ihn eine existenzialistische Frage und betreffe das Dasein schlechthin. Scheinbar war er auch philosophisch unterwegs. Ich sagte ihm, dass ich für längere Zeit in ortlosen Sphären unterwegs gewesen sei und mich wie in einem endlosen Stück, etwa April von Deep Purple, gefühlt habe. Und dass es für mich nicht immer unterscheidbar wäre, ob ich die Musik in mir hören oder sie von außen

in mich dringen würde. Musik wirke sich jedenfalls bleibend auf die Verschaltungen im Gehirn aus und verhindere sogar den Abbau von Nervenzellen im Gehirn. Das käme mir zugute, merkte ich noch an.

Um gute Musik zu machen, sagte er, müsse eine Band gestimmt sein wie eine Gitarre oder ein Klavier. Eine Band müsse Freiräume bieten, die das Erspielen von Möglichkeiten zulasse. Cover-Songs müssten im Laufe der Zeit eine eigene Färbung annehmen und somit entwickle die Band ein eigenes Profil. Stücke dürften dreckiger oder rauchiger klingen, so wie Otis Taylor das etwa mit Hey Joe mache. Ich sagte ihm, Tough Enough hätte sich die Stücke zu eigen gemacht. Das gefiele mir. Denn je näher das Stück dem Original komme, desto stärker sei auch der Vergleich damit. Dieser Vergleich sollte gar nicht erst aufkommen, weil der Hörer dann eher das Original im Kopf habe. Dann würde es für die meisten Interpreten schwer, mitzuhalten. Und was der Hörer dann tatsächlich höre, bleibe offen: Das Original oder die Interpretation? Hört er dann überhaupt das Stück, das die Band tatsächlich spielt? Die Zuhörer sollten der Band zuhören und nicht ihrem eigenen Kopf, in dem dann entsprechende Schallplatten abgespielt würden.

Ich schaukelte wie der Groove einer Boje auf offener See nach Hause und versuchte das Schaukeln wie ein Drummer zu kontrollieren, um dem Rhythmus eine gleichsam mechanische Dimension - einem Uhrwerk gleich - zu verleihen. Ich musste schauen, dass ich nicht abgetrieben wurde. Ich war die Boje und versuchte die See zu kontrollieren. Ich versuchte eins mit meiner Basedrum, meinem Herzschlag, zu sein. Ich hörte den Bass synchron spielen. Ein Gitarrensolo peitschte noch in meinen Ohren. Bei diesem Konzert hatte ich entschieden zu viel getrunken, außerdem hatte mich der mehrmals kurze Blickkontakt zur Frau des Schlagzeugers elektrisiert. Vielleicht habe ich nur deshalb Kontakt zum Drummer gesucht, um auch mit seiner Frau in Kontakt zu kommen. Manche Situationen erklären sich erst im Nachhinein. Jedenfalls freute es mich, dass mich der Schlagzeuger zum nächsten Konzert in den ROCKSCHUPPEN nach Gönkingen zur Silvesterparty mit Tough Enough einlud.

Als ich in tiefer Nacht in meinem Dachgeschoß ankam, fiel ich angenehm erschöpft auf mein altes St. James-Sofa. Die Musik war jetzt eindeutig in mir - und ich war wohl ziemlich rasch eingeschlafen und vernahm ein Brummen, das mich nach München beamte. Wenn dort nachts das Rauschen der Stadt nachließ, und sich die inneren Geräusche Gehör verschafften, konnte ich das Knurren in meinem Bauch nicht mehr von heranrauschenden S-Bahnen unterscheiden und wachte erschreckt auf, weil sie aus dem Dunkeln kommend auf mich zu rasten und ich der einzige Wartende auf dem Bahnsteig war. Manchmal war es auch ein singendes oder heulendes Quietschen der Bahnen. Die Stadt war in meinem Bauch. Und manchmal hörte ich im Halbschlaf die Brandungen der Nachtzüge aus meiner Kindheit heranrollen und sich wieder entfernen. Mit halb geschlossenen Augen im Dunkel des Zimmers, eingebettet in die Daunen der Geborgenheit. Und doch hielt sich so eine Art Vorahnung im nachtdunklen Kinderzimmer zwischen dem Spielzeug und dem Zierrat eines Jungen im einstelligen Alter auf. Das Leben ist ein Bahnhof, durch den die Züge fahren und in dem ein Fahrplan hängt. Es gibt eine Uhr mit schwarzen Ziffern auf weißem Grund und rotem Sekundenzeiger. Vielleicht sprach mich in späteren Jahren deshalb der Blues an, weil dort die Züge eine teleologische Metapher der ergriffenen Chancen und verpassten Gelegenheiten sind. Man denke nur an die Bluesharp von Little Walter (Marion Walter Ja-

cobs), bei der man besonders das elegische Pfeifen eines Nachtzuges hören kann. Es sind beim Blues nicht nur die Töne selbst, sondern es ist die Stimmung, in der man die Töne hört. Nicht nur der Blues, Musik überhaupt, verbindet Emotionen mit Ereignissen oder Erinnerungen. Musik ist eine Sprache der Empfindungen, sie ist eine ästhetische Chiffre unserer Existenzerfahrung.

Hunger sieht einzelne Gesichter klar und deutlich, andere erkennt er eher schemenhaft. Irgendwo her weiß er, dass er nur noch aus Gehirn besteht. Er hat auch keine Vorstellung seines Gesichtes mehr. Er hat sein Gesicht verloren. Aber dort, wo er sich jetzt aufhält, braucht er kein Gesicht mehr. Es scheint, als würde er mit einem Zyklopenauge auf den Bahnsteig blicken. Dort verfolgen alle die Trampolinsprünge von Gisela. Sie und Hunger verband eine Kinderliebe, die in der Pubertät auseinanderfiel wie ein Haus aus Bauklötzen gemeinsamer Kinderjahre. Trotzdem hatten sie sich nie wirklich aus den Augen verloren und Gisela hatte sich immer vorgestellt, dass Hunger eine glückliche Ehe führte. Sie hatte stillschweigend von der Kulisse seines Eheglückes partizipiert und ihn dafür bewundert, wie er sein Leben mit Familie und seinem unsteten Beruf meisterte.

Er sieht den Betreiber eines Bio-Ladens, der damals für die Grünen im Gemeinderat saß und zum Ensemble von Norberts Feindbildern gehörte. Norbert hielt ihn immer für einen Januskopf, weil dieser bei jeder Gelegenheit die Begriffe Humanismus und Zivilgesellschaft benutzte, aber seine Mitarbeiterinnen behandelte wie Hausangestellte. Für Norbert verkörperte er den Typus des radikal-ökologischen Grünen mit kleinbürgerlichen Profitphantasien im sozialtherapeutischen Disziplinierungsstaat. Die Öko-Ideologie der Grünen hätte vor Augen geführt, so führte Norbert aus, wie ökologischer Defätismus zu lustfeindlichen Lebenseinstellungen und das Ausspülen von Joghurtbechern in Birkenstocksandalen zur Mülltrennungsdiktatur in Privathaushalten führen kann.

Dort, wo sich Hunger jetzt befindet, fühlt er sich solchen Diskursen enthoben und verspürt keinerlei Bedürfnis diese zu führen. Die Zusammenkunft erscheint ihm wie eine Gruppenszene aus einem Mastroiani-Film. Irgendwie ist er froh, dass er bei diesem Spektakel von ehemaligen Freunden und Bekannten nicht mitspielen muss. zumal aus München kein einziger Freund zu sehen ist. Und über ihm ist es angenehm warm, fast so, als hätte er einen Heiligenschein über sich. Er sucht sich und findet sich nicht. Stattdessen schaut er in das Gesicht von Ulrike. Sie steht eingerahmt von ihren zwei Söhnen und der kleinen Tochter, die gleichzeitig einen Grenzwall zu anderen bilden. Ulrike hatte er auf einem der Straßenfeste von Norbert und Sabine kennen gelernt. An jenem Abend als Hunger von München anreiste war eigentlich zwischen Hunger und Sabine geplant, zwischendurch im Hobbyraum ihres Hauses zu verschwinden und sich dort auf einem der Sportgeräte zu vergnügen. Dazu kam es aber nicht, weil irgendwann Ulrike neben Hunger saß und er ihr seine Hand auf ihren Oberschenkel legte. Sie zwickte ihn dabei leicht in die Oberschenkel-Hand. Obwohl er längst hätte pissen müssen, traute er sich nicht aufzusteigen, weil er befürchtete, das Band der unmittelbaren körperlichen Berührungen könnte für immer wieder zerreißen. Irgendwann aber war der Blasendruck stärker als die Verschmelzungsphantasien und Hunger suchte die Toilette in Sabines Haus auf. Er schlüpfte durch den wilden Wein im Vorgarten, der von den Lampions des Straßenfestes angeleuchtet wurde. Hinter sich hörte er leichte Schritte, die ihn aber nicht weiter interessierten. Als er in der Gästetoilette zwischen Hauseingang und Treppenhaus stand und erleichtert auf den

Strahl sah, der sich auf das blank geputzte Porzellan stürzte und dabei auf das obligatorische Sitzpisserschild schaute, hörte er, dass sich die Türklinke bewegte. „Besetzt!“ rief er. „Darf ich reinkommen?“ Es war Sabine. Inzwischen schüttelte er die letzten Tröpfchen ab und packte seinen Glücksbringer wieder weg. Als er hinaustrat stand Sabine mit erwartungsvollem Blick vor ihm mit einem Glas Rotwein in der Hand. Er packte sie an ihren schmalen, aber sehnigen Oberarmen. Sie kannte und wollte diesen stählernen Griff, der ihre Lust erst hervorlockte. Doch an jenem Abend war der Griff sanfter und Paul drückte Sabine leicht von sich weg und sah ihren braun gebrannten Rücken in den bunten Spiegelscherben der Garderobe. Sabine wollte ihn küssen, aber er gab ihr nur seine Wange. „Ich möchte heute den Abend lieber draußen auf der Bierbank fortsetzen“, sagte er. In ihrem Gesicht grub sich die Enttäuschung in die Wangenfalten, die nun wie ausgetrocknete Flussläufe zum Unterkiefer hinunter zu mäandern schienen. Für eine über Jahre hinweg phantasievoll arrangierte Liaison deutete sich das Ende an. Sabine wollte nichts am ehelichen Zustand mit Norbert ändern. Sie hatten sich mit ihrem Haus, ihren Straßenfesten, ihrem Konzertbüro und ALTEN KINO einen dichten Alltag geschaffen, der aber genug Räume für individuelle Nischen bot. Es gab stillschweigende Abkommen, die jedem erlaubten, seine Lüste mit anderen zu pflegen, solange es eben in Nischen geschah. Denn Norbert hatte ihr gegenüber proklamiert, dass er nicht mehr auf Frauen stehe, geschweige denn liege. Er sehe aber keinen Anlass, das gemeinsam Aufgebaute nur wegen den sexuellen Orientierungen – wie er das nannte – vor die Hunde gehen zu lassen. Jeder könne innerhalb ihres ehernen Gehäuses leben wie er wolle, bestimmte er. Von da an sollte nicht mehr lange dauern, bis Ulrike zu mir nach München umsiedelte und ich dort mit ihr drei Kinder zeugte. Die Zeit mit Sabine war vorbei und ich verlor sie und Norbert aus den Augen.

Als Norbert das alte Lichtspielhaus, ein denkmalgeschütztes Gebäude, den Klauen eines Investors entriss und es zu einem Kulturgebäude umbaute, wurde er in der Multi-Kulti-Szene als Held gefeiert. Der Kinosaal wurde mit öffentlichen Mitteln zum Konzertraum umgestaltet, das Foyer zu einem veritablen Trink- und Speisesaal hergerichtet. Norbert veranstaltete nicht nur Konzerte, sondern auch politische Diskussionen, Lesungen und zeigte Ausstellungen der Neuen Wilden und ihren avantgardistisch angehauchten Nachahmern. Und samstags war der Gastraum voll mit Männern aus der sogenannten Szene, weil die Sportschau lief und man nebenher Wurstsalat oder Wilde Kartoffeln essen und danach eine Vanelle rauchen konnte. Diese Männer verhielten sich im Grunde wie ihre Väter, wenn sie sich der vermeintlichen Kontrolle ihrer Frauen entziehen und zwei Stunden ohne schnippische feministische Kommentare verbringen konnten. Der Fußball und der Blues waren die letzten Männerbastionen, die gegen den reflektierenden Dauerbeschuss der Judith-Butler-Partisaninnen nur in der Sportschau-Männergruppe verteidigt werden konnten. Mit dem Aufstieg vom Kneipenwirt zum gymnasialen Kulturmanager legte Norbert eine Aura aus Arroganz und Unnahbarkeit an den Tag, die dieser Szenerie besonders während der von Marcel Reif kommentierten Fußballübertragungen noch zusätzliche Relevanz zu verleihen schien. Betrat dann eine Frau den Raum, verwies Norbert sie rigoros zur Damentoilette bevor sie überhaupt auf die Idee kam, irgendeine Silbe von sich zu geben. Er ließ sich dann über Frauen im Allgemeinen aus und sprach von Langspielplatten, die im Single-Tempo reden würden... oder so.

Norbert, der also vieles für die Soziokultur, insbesondere für die regionale Musikszene mit internationalen Bands leistete, war für Hunger immer ein Prototyp des Antibürgerlichen;

ein Rebell, der sich gegen jegliche Konformität durchzusetzen wusste. Und gleichermaßen war er ihm suspekt und in seinen Handlungen gegenüber Frauen nicht immer berechenbar. Einige Jahre, bevor sich Hunger mit Sabine auf die erotischen Treffen einließ, erhielt er eine Kostprobe von Norberts Vormachtstellung in der linken Szene. Als bei einem Fußballturnier mit Hobbykickern neben den gelittenen Teams - wie Studentenmannschaften, alternative Kneipenclubs, eine Abordnung der Marxistischen Gruppe, eine Ökofirma, eine Ärztemannschaft, eine alternative Schreinerei - auch eine Reservistengruppe mit einschlägigen Trikots, auf denen *Heimatschutz* stand, mit dem Aufwärmtraining beginnen wollte, schoss Norbert wie ein Rottweiler aus einem der aufgestellten Bauwagen. Er war der Organisator für die Bands und zuständig für die gesamte Festlogistik. Bevor das Reservisten-Team auch nur den Ball berührte, trat Norbert vor sie hin und packte die komplette Gegen-Rechts-Rhetorik aus, die in einem dermaßen scharfen, aber nicht einmal lauten Ton, aus ihm heraus schnellte wie die Zunge eines Warans. Die sprachlosen Reservisten waren über so viel Selbstbewusstsein und Wirkungsmacht derart perplex, dass sie von dannen zogen und kleinlaut drohten, sie würden wieder kommen. Norbert ließ die Drohung kalt, er rief ihnen nach: „Ab jetzt seid Ihr Heimat-Vertriebene!“

Hunger nimmt die Versammlung am Bahnsteig nur noch schemenhaft wahr. Der Heiligenschein über ihm ist inzwischen fast heiß geworden. Als gehen die Oberleitungen der Bahnstrecke durch seinen Kopf hindurch. Zeitweise spürt er keine Temperatur mehr, wenn man überhaupt von Empfindungen und Zeit reden kann. Stattdessen ist einfach das Licht weg, auch der Stamm ist weg. Es ist dunkel. Eine Dunkelheit, die sich in den Kindheitsjahren nach Programmschluss im Fernseher einstellte. Eine grieselnde, mit kleinen Schneeflocken durchsetzte Dunkelheit. Als würde es im Wohnzimmer schneien und es würde einem schwarz vor Augen. Es war eine Dunkelheit, nach der nichts mehr zu kommen schien. Sie hatte etwas Ultimatives, es schien nicht nur der späte Western zu Ende zu sein, den er mit seinen Brüdern am Wochenende anschauen durfte, sondern auch das Leben an sich. Hunger konnte aus dieser Dunkelheit nicht heraus, sie war zu übermächtig. Es gab keine Bilder mehr, an die er sich klammern könnte. Es war eine Art Schlaf, der dem Tod gleichkam, ein in den Tod führender Schlaf. Es war das Nichts.

Es scheint sich also ein Nihilismus in seinem Gehirn, der Leitstelle seines Lebens, auszubreiten. Vielleicht ist das auch eine Metamorphose ins Nichts, der einige verrückte Philosophen auf die Spur kommen wollten. Wer in sie verwickelt ist, kommt nicht mehr zurück. Insofern hatte das Schwarz-Weiß-Fernsehen seine Zuschauer bei Programmschluss für kurze Zeit in diesen Zustand geführt, ohne es zu wollen. Die Dunkelheit des Todes hatte sich so in die Wohnzimmer der 1960er Jahre geschlichen, die von Hungers Familie und deren Nachbarn bewohnt wurden. Aber vielleicht ist der Tod auch weiß und es schneit dicke, geteerte Streifen aus Schwarz. Welche Erleichterung muss in diesen Wohnzimmern geherrscht haben, wenn man diese Form des Nihilismus mit einem Knopfdruck einfach beendete. Und sich dann nach kurzem Aufenthalt am Waschbecken die Zähne zu putzen, um sich danach unter die mit weißen Laken bezogenen schweren Daunendecken zu retten. Ein Blick in den Spiegel genügte, um sich seiner selbst zu vergewissern. Wer sich damals mit einem leichten Kopfschütteln im Spiegel betrachten konnte, hatte wohl das Gefühl, dieser todesähnlichen Dunkelheit entronnen zu sein. Ohne sich wirklich über den so gedeuteten Zusammenhang tatsächlich im Klaren zu sein.

Es wurde Winter im Jahr eins nach meiner Rückkehr ins Neckar-Alb-Gebiet. Bis auf meine Plattensammlung hatte ich meine Kartons noch immer nicht ausgepackt. Vielleicht auch wegen der unkalkulierbaren Angst, es könnten zu viele Erinnerungen ausgepackt werden. Aber ich wusste, dass ich mich diesen Erinnerungen, die immer noch diffus waren, stellen würde. So lag ich auf meinem Sofa, hörte mir Pink Floyd-Scheiben an und versuchte, die vielen Lücken in meinem Gedächtnis, das aussah wie ein Escher-Gebäude, zu durchstreifen. Die Synapsen wollten sich einfach nicht richtig verknüpfen. Vor allem die Zeit des geplanten Umzuges von München nach Berlin mit Frau und Kindern, war immer noch eine Blackbox. Und nun erhielt ich einen Auftrag, einen Kongress - ausgerechnet - in Berlin zu organisieren, und fing wieder an zu arbeiten. Die Gedächtnisbausteine, die ich dazu brauchte, waren wieder abrufbar und ich konnte an meine Münchner Zeit anknüpfen. Konnte ich da von Glück reden, dass mir wenigstens dieses berufliche Wissen verfügbar war? Was war dieses *wenigstens* genau?

Natürlich hatte ich mich mit diesem wissenschaftlich nur halbwegs erforschten Thema immer wieder beschäftigt. Bei mir war das Klinikzimmer voller Schlingpflanzen, aus denen ein weißer Gorilla auf mich zusprang. Wie durch ein Wunder wurde seine Pratte zu einer warmen, rotblond behaarten Hand, die sanft meinen Unterarm drückte. Es war das Ende des Deliriums, durch das ich hindurch musste, um wieder im Diesseits zu landen. Fünfzig Prozent der Patienten erleiden auf der Intensivstation wohl ein Delir, das - wenn sie nicht mit einer guten ärztlichen Betreuung aus der Bewusstlosigkeit heraus begleitet werden - gesundheitliche Schäden an Körper und Geist hinterlassen kann. Ich lernte natürlich, dass das Gehirn ein empfindliches Organ ist, und dass es auf Narkosemittel, Schmerzbotenstoffe oder Entzündungsmoleküle sehr unterschiedlich reagieren kann. Welche Substanzen mir während meiner Abwesenheit eingeflößt wurden, konnte ich nur erraten. Und was bedeutete dieses Koma, das mich gefühlt ein Jahr in den Standby-Modus versetzt hatte, nun für mich? War ich wirklich bewusstlos, war mein Bewusstsein vor mir geflüchtet, war ich also ohne Bewusstsein? War es eine Schutzreaktion? Nach dieser Zeit stellten sich meine Fragen, die sich bei der Unterscheidung von Körper, Gehirn und Geist aufwarfen, wieder völlig neu und ich fragte mich sinngemäß mit Nietzsche: Was gibt mir das Recht, von einem Ich als Gedankenursache zu reden? Vielleicht meine vollkommene mentale Isolation, bei der ich scheinbar monatelang in meinem eigenen Gehirn umherwanderte wie ein Hunger leidender Schakal. Der anstehende Kongress in Berlin war deshalb eine große Herausforderung für mich.

Seit dieser Zeit fragte ich mich, was es wohl für unseren Globus bedeuten würde, wenn meine prognostizierte kollektive Amnesie wirklich zuträfe und die gesamte Menschheit für ein Jahr komplett im Koma läge und dann wieder erwachte. Würde es so weitergehen wie vorher? Wie würde die Zivilisation mit dem was sie *Welt* nannte, verfahren? Wer würde wie handeln? Welche Bedeutung hätte der Begriff Geschichte? Währenddessen trieben die Schneeflocken neugierig an meinem Fenster vorbei und die Wintersonne hatte sich nur kurz gezeigt, bevor sie hinter den schattigen Konturen des Schönbuchs, der sich im Westen erhob wie der Rücken eines schlafenden Bären, abtauchte. Ich unternahm während dieser Zeit ein paar Spaziergänge durch die Stadt und schlenderte durch den Weihnachtsmarkt und sah den Gruppen zu, wie sie Glühwein tranken und Schupfnudeln mit Kraut aßen. Oder wie sie ihre Geschenktüten mit einer fragilen Selbstzufriedenheit durch die Stadt schleppten. Dann kam Silvester.

Ich fuhr also am letzten Tag dieses Jahres nach Gönkingen, eine 3000-Seelen-Gemeinde, die am Rande der Schwäbischen Alb liegt. Gönkingen ist malerisch eingebettet in ein Kopfkissen aus Mischwäldern, Streuobstwiesen und einer Flusslandschaft, die sofort an eine idyllische Mischung aus deutscher Frühromantik und italienischer Renaissance-Malerei denken lässt, durch die dann noch nur noch ein Schäfer mit einem treuen Hund ziehen muss. Dieser bukolische Prunk mag es vielleicht gewesen sein, von der eine größere Gruppe Studentinnen und Studenten im Jahrzehnt der Bildungsreformen angezogen wurde. Diese überwiegend dem Lehrerberuf zugeneigte und sozialarbeiterisch ambitionierte Philantropen-Szene wurde durch ein reichhaltiges Angebot pädagogischer Studiengänge in die benachbarte Reichsstadt - oder auch in die nahe liegende Unistadt - gelockt und ließ sich dann in Gönkingen nieder. Renovierte dort alte Fachwerkhäuser, gründete einen Gospelchor und zeugte einen Waldkindergarten voll kreativer Nachfahren. Und die pädagogischen Siedler, die mich an die Quäker des 19. Jahrhunderts erinnerten, bereicherten natürlich fortan das Kulturleben in dieser pietistisch verharzten Albaufstiegsgemeinde mit Feuerwehresten und Schützenverein-Ekstasen. Aber - und das wusste ich von Franz, dem Sänger von Tough Enough - aus dieser Szene ging auch selbige Band hervor. Tough Enough bildete so was wie das männlich ungestüme Gender-Abteil, in dem nicht nur Männerwitze erzählt wurden, sondern auch die gescheiterten Pädagogen-Ehen mit Alkohol, Zigaretten und Tränen bewältigt wurden. Der Blues im Proberaum der Lebenskrisen half über die eine oder andere Kränkung hinweg und bewirkte zuweilen mehr als die aus dem Boden schießenden Trennungstherapien, die auch vor den Musikern von Tough Enough nicht Halt machten. Und diese Erfahrungen waren auch der Rohstoff für ein eigenes Stück mit dem Namen *Friday Evening Blues: What can this blues/Tell us now/If it doesn't tell a us story/Without a happy end/Of a lost match/In a life movie* hieß es da etwas pathetisch.

Und mit Franz stand ich bei Eiseskälte an diesem Silvester rauchend vor dem ROCK-SCHUPPEN und konnte mir ein Bild über diese Kulturgemeinschaft machen, die mit den Musikern freundschaftlich verbunden war. Ich sagte ihm, dass ich früher auch getrommelt hätte. Und einige, die an Franz vorbei defilierten, ließen es sich nicht nehmen, ihn zu umarmen. Eine Abordnung schmückte schon nachmittags den Saal und half der Band beim Aufbau. Die Gönkinger, die zur Silvesterparty mit Tough Enough kamen, brachten üppige Tofusalate, gedünstete Zucchiniestreifen, Bärlauchcremes oder Grünkernbratlinge für das Büffet mit. Aber es gab auch Hackfleischbällchen, die aussahen wie vergrößerte Mottenkugeln. Ich wusste nicht, dass es so viel Gemeinsinn überhaupt noch gab, und es erinnerte mich ein wenig an meine Kommunion. Nur dass es dort gemischten Braten mit Spätzle und grünem Salat zu essen gab und nicht nur Falafel. Offensichtlich hatte Tough Enough einen verlässlichen Zuhörerstamm aus Wiederkäuern, der sich zum größten Teil aus Gönkingen rekrutierte. Die matriarchalisch anmutenden Frauen, von denen die Kunde ging, sie würden bei Vollmond ihre Menstruationsschwämmchen im magischen See eines alten Tuffsteinbruches auswaschen und mit entblößten Brüsten um Mitternacht ihre Fruchtbarkeit betanzen, hatten sich wohl Kleider aus Vorhangstoff oder Bettwäsche genäht. Auch ihre martialischen Haarbänder schienen aus abgelegten Wohntextilien gefertigt zu sein. Die Männer trugen grüne oder rote Hosen und Ohringe oder Halbedelsteine, die an Lederbändchen baumelten, um den Hals. Die Füße steckten in Jogging- oder Gesundheitsschuhen, der Bodenkontakt war also gefedert und ihr Standing erinnerte eher an Waldläufer, Pilzsammler oder postmoderne Minnesänger. Franz trug immer eine Motorrad-Lederhose, als bräuchte er eine zweite Haut.

Als ich mit meiner Bierflasche in der Hand die Szenerie am Eingang wie ein Türsteher mitverfolgen konnte, wurde mir klar, dass hier niemand einfach so zum Konzert kam. Es gab ein bestimmtes Kontingent an Karten, das vorab unter den Quäkern verteilt wurde – und ich gehörte zu denjenigen, die aus dem engeren Kreis heraus eingeladen wurden. Da fühlte ich mich schon etwas geschmeichelt. Trotzdem gab es eine Ankündigung in der Lokalzeitung und auch Plakate waren im Ort zu sehen. Sarkastisch aufgelegt dachte ich, ob es sich bei diesem Silvesterfest nicht um ein klassisches Moment der sozialen Schließung handeln könnte. Bei diesem Begriff hatte ich immer das Bild eines Stammes vor Augen, der eine in sich geschlossene Gemeinschaft bilden muss, um sich gegen andere zu behaupten und so die Voraussetzungen für das eigene Weiterexistieren zu sichern. Und irgendwo hatte ich dieses Bild in einem ganz anderen Zusammenhang im Kopf. Aber ich konnte es nicht verorten, es war eine körperlose utopische Imagination.

Während ich mit Franz über die Musik von Tough Enough sprach, gesellte sich Jimmy, der Leadgitarrist, hinzu und griff in seine blaue Daunenjacke. Er kramte ein Päckchen Zigaretten mit einem Indianer darauf hervor und bot mir eine an. Ich hatte schon herausgefunden, dass sich Franz und Jimmy besonders nahestanden und so eine Art Grundstein für die Band darstellten. Sie mussten sich mit der Eloquenz des Sologitarristen und dem Eigensinn des Schlagzeugers ebenso auseinandersetzen wie mit der selbstbewussten Zurückhaltung des Bassisten oder den unerwarteten Gipfelstürmen des Saxophonisten. Dieser hatte früher bei einer Jazzband gespielt und verlieh dem Bluesrock der Band ein liberträres Element, das sich unabhängig von Harmonien zu bewegen schien. Es gab in dieser Band wohl eine dynamische Männer-Konfiguration, die auch in der Musik ihren Ausdruck fand.

Jimmy sagte, dass die Band an diesem Silvesterabend mit einem zunächst zurückgezogenen Programm beginnen würde und es gab ein paar schöne Nummern zu hören. Etwa *Hurt* von Johnny Cash oder *You an your friend* von Mark Knopfler.

Bei *Unchain my heart* zeigten sich schon die ersten Tänzerinnen und Tänzer auf der Tanzfläche. Ich stand an der Bar mit einer weiteren Flasche Bier in der Hand und konnte kaum einen Unterschied zwischen den weit gewandeten Frauen und ihren Männern, die die Arme spreizten und sich damit dem Gönkinger Ausdruckstanzen öffneten, ausmachen. Auf der Tanzfläche ging es eher androgyn zu, soweit ich das beurteilen konnte. Ich hätte mich jedenfalls nicht getraut, mich so zu bewegen. Ja, ich hätte das einfach nicht gekonnt. Vielleicht ist dieser Poona-Dance ja auch das Resultat eines jahrelangen Urlaubs vom Ich – was weiß ich!

Mir fiel dann ein, wie ich immer mit Ulrike getanzt hatte, als wir uns in der kurzen kinderlosen Zeit in München die Nächte um die Ohren geschlagen hatten. Ich hatte mir seit unserem letzten Discobesuch keine Gedanken mehr darüber gemacht, wie es ist, mit einer Frau zu tanzen. Und plötzlich tauchte die Frau des Schlagzeugers auf der nun vollen Tanzfläche auf und schob sich behände wie eine Yogalehrerin durch die Tanzenden, um einen Platz für den Radius ihrer grazilen, aber doch bestimmten Bewegungen zu bekommen. Ich musste ihr dabei einfach zusehen und gab mich ihren Bewegungen hin. Inzwischen hatte die Band an Lautstärke zugelegt. *Long Train Running* war angesagt und wurde an diesem Abend etwas langsamer gespielt. Der Groove passte! Dann folgte *Why Did You Do It* von

Stretch, ebenfalls ein guter Groove, bei dem Jochen die Cow Bell selektiv einsetzte und die Stimme von Franz ideal dazu passte. Ich überlegte, wann ich den coolen Song zum ersten Mal hörte. Und hatte plötzlich ein Bild einer Pizza vor Augen, von der das Leben schon ein paar Ecken weggefressen hat. Dieses Fehlen als ein Nichts beinhaltet Bestandteile biographischer Ereignisse eines Daseins, das mit dem Verlust der Jahre aber nicht an Substanz verlieren muss, dachte ich. Vielleicht sind diese Ecken auch die Toten, die bei mir im Leben waren.

Dann fiel mir ein Typ auf der Tanzfläche auf, den ich kannte, aber zunächst nicht zuordnen konnte und der sich langsam aber sicher in Richtung der Schlagzeuger-Frau bewegte. Er tanzte ein paar Meter von mir entfernt in einem gut geschnittenen lila Anzug mit gelber Krawatte. Sein festes graues und gegeltes Haar hatte er streng nach hinten gekämmt, das am Hinterkopf in ein kleines Haarschwänzchen mündete. Er trug eine Designer-Hornbrille und einen Ohrring links. Doch dann fiel es mir ein: Er war ein enger Freund von Norbert und über viele Jahre hinweg der Lebenspartner von Gisela. Er war US-Amerikaner und kam als Soldat aus den USA nach Deutschland. Sein Name war Edward. Gisela, die sich als Aktionskünstlerin verstand, lernte Edward auf einem Workshop kennen. Seine Existenz hatte zunächst ein warmes Licht auf ihre künstlerischen Umtriebe geworfen. Es war ihr in diesem Licht aber nicht gelungen, ihren Künstler verbindlicher in ihr Leben einzuweben. Eine Plattform für die *Mixed Double Action* bot natürlich Norbert, der allgegenwärtig zu sein schien. Aus dieser Zusammenarbeit im ALTEN KINO entspann sich eine eigentümliche Beziehung zwischen Norbert und Edward. Umso intensiver die Begegnungen zwischen den beiden Männern wurde, desto weniger ließ Edward Gisela an seinem Leben teilhaben. Die letzte Aktion, an die ich mich erinnern konnte, war ein Kurzfilm von Edward im Rahmen eines Festivals bei Norbert und Sabine. Es ging um Kondome mit Noppen, die er häufig als Objekte in seiner Kunst einsetzte. Der Film zeigte einen Ausschnitt, bei dem Edward 500 verschieden farbige Exemplare mit Wasser füllen ließ und sie an einer Wäscheleine vor einer presbyterianischen Kirche in Minnesota aufhängte. Dies geschah während einer Taufe. Als die Gemeinde die Kirche verließ, war sie zuerst geschockt und stand wie belämmert vor den wie Euter baumelnden Latexblasen. Erst als der cholerische Prediger durch das Portal ins Freie trat, löste sich der kollektive Schockzustand. Er nahm eine Hacke, die ein Gärtner vergessen hatte, und schlug blindlings auf die Wassereuter ein. Nur Fetzen blieben übrig, die Taufgemeinde johlte und kreischte bei den flatschigen Platzgeräuschen und erfreute sich über die Zivilcourage ihres Hirten. Edward hatte sich in ein Haus eingemietet, von wo aus er die Aktion im Film festhielt und die Szenen später bei seinen Performance-Veranstaltungen zum Vergnügen seiner Gönner abspielte. Das imaginäre Fruchtwasser bildete zahlreiche Pfützen auf dem Vorplatz des Gemeindezentrums. Edward gelang es regelmäßig, seine Kunst-Provokationen und die teils wütenden Reaktionen der Öffentlichkeit filmisch einzufangen und sie nicht nur als Reaktion, sondern auch als Teil seiner Kunst zu betrachten: „They are a part of me and it’s tearing me apart“, pflegte er zu sagen.

Als das Stück *Jonah in the whale* gespielt wurde, das Original ist ebenfalls von Stretch, wanderte eine Szene durch mein Bewusstsein, die sich wie ein Deja-Vu-Erlebnis vor meinem inneren Auge abspielte. In diesem Moment lag das vielleicht daran, dass dieser Song von Tough Enough mit besonderer Hingabe und Empathie gespielt wurde. Das Stück hatte aber auch etwas Luzides. Es muss ein Tag im April Ende der 1960er Jahre gewesen sein,

der sich seitdem in mein Gedächtnis eingenistet hat. Oder den es nur in meiner Einbildung in einer Art Gedanken-Applikation gibt: Es regnet den ganzen Nachmittag, die Straßen verwandeln sich in Wasserwege mit kleinen, sich stetig einholenden Fluten, die in röchelnden Schächten verschwinden und in den Hades fließen. Liegegebliebenes oder Weggeworfenes tänzelt am Straßenrand entlang. Es ist ein warmer Regen. Er reinigt die frischen, mit Wasserperlen überzogenen sattgrünen Blätter und tränkt die sich aufrichtenden Gräser. Der Regen mutet fast tropisch an und erzeugt neben seiner Frische auch eine leichte Schwüle. Das macht ihn erst zu einem dichten Regen, der gleichmäßig auf alles trommelt, was Resonanz bietet. Regenkakophonie. Und gegen Abend lässt er sukzessive nach, um irgendwann ganz aufzuhören. Es entsteht eine milde Stille, der Vorhang aus Regen wird zurückgezogen. Alles wirkt klar und neu. Ich stehe am Fenster und blicke hinaus auf die tropfenden Büsche und Bäume. Es kommt mir vor wie ein Gemälde mit Trompe-l'œil-Effekt. Niemand ist zu sehen und am Horizont hellt es auf. Im Westen beginnt der Himmel sich rubinrot zu färben, die Sonne zeigt sich noch kurz vor dem Untergang. Die Dächer glänzen, das Licht wird fast gleißend. Die Straße verwandelt sich in einen Spiegel für den Himmel, als wäre sie mit einer Aluminiumschicht überzogen. Illuminationen. Es scheint unmöglich, die Straße zu betreten, sie wird für kurze Zeit eine Fata Morgana, eine Quecksilber-Säule. Das Sonnenlicht reflektiert auf der nassen Straße und wird zu einem Bannstrahl, in dem alles Vorhandene sich aufzulösen scheint. Es ist nur noch Licht, Helligkeit als göttliche Allegorie. Eine Optik, die nur ein paar Minuten währt und für kurze Zeit alle Hoffnung vor mein Fenster wirft. Diese Hoffnung möchte im Abendlicht aufgehen. In mir geht ein Licht auf und ich verschwinde darin. In der Ferne zeichnet ein Regenbogen ein Tor in den Raum, durch das Dunkelheit eindringt und alle Sehnsüchte entweichen. Diese optische Erscheinung hat etwas Biblisches. Es ist ein wegweisender Vektor, der in den Moment der völligen Verlorenheit einbricht. Körper und Moment werden eins, der eine geht im anderen auf. Nein, der eine geht im anderen unter. Ich möchte heraus aus diesem Zimmer auf die Straße, aber ich schaue nicht aus dem Fenster. Ich bin das Fenster, meine Scheiben sind zerborsten. Ich war mir nicht sicher, ob ich selbst dieses Bild kurz vor der Begegnung mit dem weißen Gorilla war.

Ich kam mir tatsächlich vor wie Jonah in the whale. Deshalb realisierte ich auch relativ spät, dass die Silvestergäste sich allmählich aus dem ROCKSCHUPPEN nach außen bewegten. Dabei war das blühende Stück noch gar nicht zu Ende gespielt. Es war kurz vor zwölf! Die Leute hatten zwei schön aufgebaute Solis verpasst. Ein Gitarrensolo und ein Saxophonsolo, die lässig miteinander verlinkt wurden und auf den unvermeidlichen Schluss des Songs hinführten. Das Saxophon klang leicht anklagend und der Saxophonist blies dabei die Backen auf wie Gizzy Gillespie. Er legte alle Energie in seine ein wenig versetzten Parts hinein und schien mir ein erfahrener Eremit zu sein, der aus einer gewissen Einsamkeit heraus spielte. Ein existenzieller Wanderer, aber kein Außenseiter. Ich hatte ein Bild vor Augen als wären wir uns vor zehntausend Jahren in der Steppe auf der Albhochfläche bei der Nahrungssuche schon einmal begegnet.

Der Sologitarrist dagegen spielte, wie er anscheinend redete. Ein Erzähler, der immer eine Geschichte mit in die Musik brachte und zu jedem Stichwort eine Erfahrung parat zu haben schien. So waren seine Solis fast mit jedem Stück aus dem Tough-Enough-Katalog zu verbinden. Er konnte auf Bestellung spielen, seine Spielweise erinnerte an Alvin Lee. Dieser veröffentlichte im Oktober 1967 mit Ten Years After das Debütalbum *Spoonful*. Tough

Enough passte mit seiner Songauswahl und der Spielart weniger zu den Blues-Traditiona-
listen, vielmehr erinnerten sie an die Renaissance des Blues in den 1960er-Jahren durch
Bands wie Led Zeppelin, Cream, Fleetwood Mac, Rory Gallagher, Chicken Shack oder
eben Ten Years After.

Wer diese Band sah und ihr zuhörte, hörte auch den Lebensentwürfen dieser Männer zu.
Auch wenn sie scheinbar wie eine Endlosschleife mit diesen Songs ihre nicht wiederkeh-
rende – mehr oder weniger aufsässige - Jugend zu wiederholen schienen, so unterschieden
sie sich doch wohltuend von der einen oder anderen braven Jazz-Combo gleichen Alters,
die sich manchmal mit einer Mischung aus Eitelkeit und Abi-Feier-Schüchternheit in den
einschlägigen Jazzclubs präsentierten. Als würden sie ihren Eltern vorspielen. Tough
Enough dagegen repräsentierte eine Zeit, die unwiederbringlich vergangen schien. Die
Musik der 1960er und 1970er Jahre war Ausdruck einer Revolte und hatte die westliche
Popkultur nachhaltig geprägt. Was Jimi Hendrix, Deep Purple, Cream, Pink Floyd oder
die Stones bei der Jugend bewegt hatten, konnte von späteren Musikstilen nicht annä-
hernd erreicht werden. Ich hatte durch diese Musik so viel gelernt und verstanden, was
mir kein Schulfach auch nur annähernd hätte vermitteln können. Und so stand ich, der in
dieser Zeit einmal eine Klasse wiederholen musste, weil mich das Album *Fireball* von Deep
Purple so gefesselt hatte, dass ich mich nicht mehr auf die schulischen Verpflichtungen ei-
nes 13-Jährigen konzentrieren konnte, nach Mitternacht noch immer an der Bar und starrte
auf die im Rotlicht glänzenden verlassenen Musikinstrumente.

Ich tastete in den Taschen meiner Lederjacke nach meinen Zigaretten, um mich draußen
unter die Feuerwerksbeobachter zu mischen und eine zu rauchen. Die Schachtel aber war
leer. Ich ging zum Automaten um die Ecke. Leute prosteten sich zu und lagen sich in den
Armen. Da sah ich, wie der Schlagzeuger und seine Aphrodite sich am Auto stehend mit
einem anderen Paar unterhielten. Erst als ich in das Auswurfsfach gegriffen und den roten
Streifen der Zigaretenschachtel abgezogen hatte, realisierte ich, dass es sich beim anderen
Paar um Norbert und seine Frau gehandelt haben musste. In diesem Moment schoss ein
Audi an mir vorbei. Nur schemenhaft konnte ich erkennen, dass vier Personen im Wagen
saßen. Dieses Bild ließ mich kurz erschauern. Neben mir fiel ein Holzstäbchen einer Ra-
kete zu Boden, die bereits ein paar hundert Meter über mir verglüht war. So hielt ich kurz
inne und schaute nach oben wie Thales, kurz bevor er in einen Graben stürzte.

Vor mir wurde Sekt getrunken und der Atem der Herumstehenden bildete kleine Nebel-
schwaden, die sich in der kalten Luft miteinander verbanden. Es sah aus, als würden sich
die Worte darin in Nichts auflösen. Auch ich stieß wie ein Drache meinen Zigarettenrauch
aus, der sich mit meiner kondensierten Luft mischte. Langsam begann die Luft nach
Schwefel zu riechen und das Feuerwerk über Gönkingen war am Abklingen. Von irgend-
wo her war ein Martinshorn zu hören. Ich ging zurück in den Saal, um mir ein neues Bier
zu holen. Franz, Ulf, Jimmy und die Frau von Jochen standen an der Bar und schienen sich
über ihren Drummer zu unterhalten. Dieser war mit Norbert, Sabine und anscheinend Ed-
ward, so erfuhr ich, mir nichts dir nichts weggefahren. Seine Frau stellte sich mit Juliane vor.

Scheinbar war es nicht eindeutig, wann Jochen wieder in den ROCKSCHUPPEN zurück-
kehren würde. Es ging darum, ob die Silvester-Party nun mit Livemusik oder Musik aus
der Konserve fortgesetzt werden sollte. Franz schaute mich an und fragte, ob ich nicht

Lust zum Trommeln hätte. Die anderen Musiker signalisierten Einverständnis und so fand ich mich zehn Minuten später plötzlich hinter Jochens Trommelbatterie wieder und spielte einen Boogie mit dem Titel *Juniors Wailing*. Aber ich wollte nicht jammern sondern jammen. Kaum wurden die ersten Töne dieses Stückes von Steamhammer angeschlagen, füllte sich die Tanzfläche. Darunter waren auch zwei Paare, die sich in richtig schicke Tanzgarderobe geworfen hatten und die – wie ich später erfuhr – eine lange Anfahrt vom Neckartal herauf in Kauf genommen hatten, um zur Musik von Tough Enough das Tanzbein zu schwingen. Tough Enough war also doch bekannter als angenommen und auch deshalb versuchte ich hinter der Schießbude mein Bestes zu geben. Und aus der Perspektive des Drummers erkannte ich nun auch, wer den Ton der Band angab. Naturgemäß war es eben der Leadgitarrist, der ohnehin mit Franz die meisten Gesangsparts hatte. Jimmy und Franz waren das Herz der Band, aber sie wurden auch von den anderen Organen der Combo gut mit Sauerstoff versorgt. Ich bekam wieder ein Gefühl dafür, wie es ist, wenn sich die Töne mit dem Beat im Kopf verschalten und konnte mir selbst kurz beim Trommeln zuhören. So etwas spielt sich in den Zwischenräumen des Hörens ab, die nur entstehen können, wenn man im wörtlichen Sinne spielt. Schlagzeugspielen war mein Medium, mit der Welt wieder in Kontakt zu treten; mein Puls, meine Impression, meine Expression, mein Blutdruck. Aber der Aufenthalt in diesen Räumen ist kurz. Ich war im Flow!

Und während ich noch weitere Stücke mitspielte – *What it takes, Mercury Blues* oder *Riding with the King* – tauchte das Quartett mit Jochen auf, das ich kurz nach Mitternacht im Audi davon rasen gesehen hatte. Es hatte schon etwas Komisches, dass der Schlagzeuger und seine Frau nun mir zusahen und dies in einer ziemlichen Gelassenheit, soweit ich das von meinem Hocker aus beurteilen konnte. Auf ein Zeichen von mir, das auf Ablösung deutete – natürlich nur vom Schlagzeug – schüttelte Jochen nur kurz den Kopf und sein Gesichtsausdruck signalisierte mir, dass ich weitermachen sollte und er vielleicht die Möglichkeit nutzte, seine Band auch mal von der Zuhörer-Perspektive aus zu erleben. Was mir aber weitaus nicht geheuer war, war die Präsenz von Norbert und Sabine. Und die Schallschutzwand aus Glas, die meine Erinnerungen auf der anderen Seite der Wand in Schach hielt wie die Menschenaffen im Zoo, die den Betrachtern jenseits vom Panzerglas immer das Gefühl geben, als wären sie diejenigen, die angegafft werden, bekam berstende Risse wie bei einem Gletscher, der kurz vor dem Auseinanderbrechen war.

Da war wieder der weiße Gorilla, der mir vor meiner Rückkehr in den Menschenpark die Hand reichte, aber zuvor den Weg versperrte und sich an Lianen hängend in aggressiver affiger Manier schaukelnd auf mich zu bewegte und die Zähne fletschte. Und dann, während ich mit Tough Enough *Black Magic Women* spielte, wurde mir klar, dass Norbert der letzte Mensch war, der mit mir vor meinem Abgang in das Reich des Nebels sprechen wollte. Seine fordernde Stimme raste durch das Mobiltelefon der schwangeren Ulrike, die auf dem Beifahrersitz saß und im Rückspiegel unsere Jungen beobachtete. Dass Norbert die Nummer von Ulrike hatte, wusste ich nicht und schaute sie fragend an. Und ich war mir sicher, dass es bei diesem Gespräch um Sabine ging. Ich sah plötzlich ein Taxi auf uns zusausen, dann wurde es dunkel.

Sabine, die zu allem Überfluss ihr ehemals kastanienfarbenedes Haar schwarz färbte stand in schwarzen Klamotten an der Bar neben Norbert mit seinem schwarzen Rollkragenpull-over. Sie standen da, als würden sie auf mich warten. Ich versuchte währenddessen, mei-

nen Schlagzeug-Part in der Weise abzuliefern wie das Larry Tolfree bei Peter Green tat. Juliane bewegte sich mit der selbstverlorenen Hingabe einer postmodernen Mata Hari inmitten der seligen Silvestergesellschaft in Richtung Toilette. Ich konzentrierte mich auf den Basslauf von Ulf, um im Groove zu bleiben. Jetzt kam das Gitarrensolo, einer der Tanzenden spielte Luftgitarre dazu. Jimmy schaute mit einem eulenhaften Blick zu mir herüber, so als würde er merken, dass ich nicht mehr so ganz bei der Sache war. Nun schob sich auch Sabine auf die Tanzfläche und zog ihre Bahnen mit einer gespielten Extravaganz, die auch den anderen Tanzenden aufgefallen sein musste. Norbert und Jochen schienen währenddessen in ein Gespräch, besser: in einen Schlagabtausch geraten zu sein, denn Norbert zielte mit ausgestrecktem Zeigefinger, bei dem der Fingernagel schwarz lackiert war, auf das Brustbein von Jochen. Dieser schlug Norbert die Hand weg. Tough Enough war inzwischen bei *Peace and Happiness* von James Blood Ulmer gelandet. Franz kommentierte diesen Song mit guten Wünschen für die Silvestergäste für das eben deflorierte neue Jahr. Ich registrierte die erhitzte Stimmung zwischen Norbert und Jochen. Die beiden schienen zu Beginn des neuen Jahres eine Art Räumungsverkauf abwickeln zu wollen: Alles muss raus! Dann warf Jochen Norbert plötzlich ein Päckchen mit weißem Pulver an den Kopf, das dabei platzte. Daraufhin bewegte dieser sich in meine Richtung zum Schlagzeug hin.

Eigentlich sollte der Blues von James Blood Ulmer das letzte Stück in dieser Nacht sein, aber kaum, dass sich der letzte Ton in der dick gewordenen Luft aufgelöst hatte, skandierten die Feiernden auf der Tanzfläche das Wort, das Musiker so gerne hören - auch die von Tough Enough. Es gab ein paar Blicke zwischen den Musikern und sie entschieden sich für *Cocaine*. Ich hatte natürlich verstanden und räumte meinen Platz für Jochen und wollte die Gelegenheit nutzen, Norbert zur Sprache zu stellen. Jochen und ich klatschten uns ab wie beim Volleyball und dann zwängte ich mich durch die erwartungsvolle Schwofgesellschaft. Als ich den Platz erreichte, an dem Norbert eben noch stand, sah ich ihn geradewegs mit Edward durch den Ausgang verschwinden. Jemand zupfte mich an meinem Hemd. Ich schaute mich nicht um und ging ebenfalls zielstrebig auf den Ausgang zu. Ein Gönkinger sprach mich unterwegs auf meine Ersatzspielerrolle an, ich ließ ihn stehen. Dann hörte ich eine Frauenstimme meinen Namen rufen.

Nun stand ich selbst am Bahnsteig, blickte auf die regennassen und glänzenden Gleise und wartete auf den Zug nach Stuttgart, um von dort zu meinem Kongress nach Berlin weiter zu reisen. Es war, als würde ich einen Planeten ansteuern, auf dem ich fast nur im Koma lag. Wenn nur noch diffuse Erinnerungen davon übrigbleiben, fühlt man sich wie ein Tourist in der eigenen Stadt. „Bitte lassen Sie ihr Gepäck nicht unbeaufsichtigt!“, unterbrach mich eine Frauenstimme aus einem Bahnlautsprecher in meinen Gedanken. Ihre Stimme klang wie ein Lagerbefehl und sie hatte die kalte Anonymität deutscher Kasernenhöfe. Auf dem Bahnsteig drängelten sich die Pendler mit ihren Aktentaschen und Rucksäcken und nahmen ihre Startposition ein, um noch einen Sitzplatz in dem überfüllten Pendlerzug zu erwischen. Die Plätze waren knapp. In der Hosentasche hatte ich einen Zettel mit der Adresse des Spezialisten, den ich nach dem Kongress in Berlin aufsuchen wollte. Seit meinem Erwachen war ich nicht mehr Auto gefahren. Früher konnte ich selbst fahren: schalten, lenken, blinken und einparken. Plötzlich rauschte der einfahrende und nicht angekündigte Zug heran. Ich musste mir die Ohren zuhalten wegen den Bremsgeräuschen. Der Zug kam zum Stehen. Aus den sich automatisch öffnenden Türen tröpfelten Fahrgäste heraus, während sich die Zusteigenden traubenförmig vor den Türen zusammenballten.

Beim Einsteigen drängelte sich einer mit Klappfahrrad durch die Ansammlung, ein anderer hatte ein Kabel um den Hals hängen und war beinahe so verkabelt wie ich auf der Intensivstation.

Als ich mich als einer der Letzten, wie von einem unsichtbaren Sog erwischt, plötzlich auf einem Sitzplatz wieder fand, registrierte ich den verkabelten, völlig abwesenden Marsmenschen neben mir. Über seinem Kopf wölbte sich ein futuristischer Kopfhörer und er starrte geistesabwesend mit einem autistischen Blick vor sich hin. Dann fiel mir auf, dass viele unter den Bahnfahrern an die kleinen Geräte angeschlossen waren. Oder sie telefonierten und sagten Dinge in die Sprechgeräte, die mir völlig unverständlich und absurd erschienen. Einer sagte, er müsse am Abend noch seine Alufelgen waschen. Meistens begannen die Sätze mit Hallo und endeten mit Tschüssi oder so ähnlich. Es schien sich eine infantile Sprache eingebürgert zu haben, die etwas mit den Ohrstöpseln und den Teilen von der Größe von Marsriegeln oder Schokoladetafeln zu tun haben mussten. Nichts was ich verstehen konnte war von Belang, nichts weckte in irgendeinem Sinne mein tieferes Interesse. Genauso gut hätten es Selbstgespräche sein können.

Das Gerät meines Nebensitzers war so aufgedreht, dass ich das Wummern der Staccatos hören konnte und es sich anhörte, als wäre neben mir eine Stanzerei aus dem 19. Jahrhundert in Betrieb. Sein Kopf musste eine Fabrikhalle sein, in die er eingesperrt schien. Irgendwann ging der Rhythmus in meinen Kopf über und ich konnte meine Zeitung nicht mehr in meinem eigenen Tempo lesen. Ich schaute mich um und sah, dass sich gut die Hälfte der Fahrgäste in ihre eigene Welt abgeseilt hatten. Der Waggon glich einer Raumstation. Die elektrischen Impulse aus den Marsriegeln schienen die so genannten User in einen komatösen Zustand versetzt zu haben. Wieder andere tippten auf größeren Geräten herum, die auf ihrem Schoß lagen und die zusammengeklappt aussahen wie die Gesetzestafeln von Moses. So genannte Laptops, die scheinbar die finalen Gebote der menschlichen Gattung als Dateien einer untergehenden Spezies in sich bargen. Moses soll sie einst als Steintafeln vom Berg der Wahrheit geschleppt haben und nun fanden sie sich wieder im Schoß von pendelnden Lemmings. Sie blickten wie paralysiert auf den Bildschirm, als handelte es sich um das Orakel von Delphi. Ich begann zu schwitzen und bekam eine kalte Stirn, ich war wieder *intensiv*.

Mit meiner Tageszeitung fühlte ich mich in der Öffentlichkeit als Zurückgebliebener. Zurückgeblieben in der Zeit vor den elektrischen Riegeln und Steinplatten. Es wurde mir fast peinlich im Abteil der Marsmenschen und ich sehnte mich zurück in die Welt, in der nur mein Kopf erleuchtet und alles um mich herum von einer warmen Dunkelheit umgeben war. Niemand sprach hier mit niemandem. Aus der alten Reichsstadt ging es in die Hauptstadt. In dieser Situation schienen sich die Leute jeglichem persönlichen Kontaktes zu entziehen. Stattdessen vertrauten sie sich ihren elektromagnetischen Wellen an. Was würde mich erst in der Hauptstadt erwarten, wenn die Vorstädte solche Leute da hin transportierten? Ich war ohne diesen Riegel offensichtlich aufgeschmissen. Nur er konnte der Zugang zur Welt sein. Warum hatte mir das niemand gesagt? Ich dachte bis dahin, dass die Telephone jetzt eben so aussehen und hatte sie bei den Menschen, die mich nach meiner Wiederauferstehung in Empfang genommen haben, wohl gesehen. Aber da schienen sie mir praktisch zu sein. Hier handelte sich es um eine kolonialisierte Form der Kommunikation, wenn Sprechen nicht ohne die Ankündigung eines aufdringlichen Klingeltons mög-

lich ist und die Unmittelbarkeit des direkten verbalen Austausches nur noch durch den fiktiven Gesprächspartner ersetzt wird.

Jetzt hatte jemand wirklich *Guten Morgen* gesagt. Eine Schaffnerin mit ostdeutschem Akzent betrat das Abteil und verlangte die Fahrausweise. Wortlos wurden sie vorgezeigt: „Danke. Wunderbar. Dankeschön. Die Bahncard hat er auch? Prima, jawohl!“ Einer sagte sogar *Bitte*. Eine fragte nach der Anschlussverbindung nach Mannheim. „Wird noch erreicht!“ Und schon war der Kontrollgang durch das Abteil beendet. Draußen flogen die Kulissen der Industrieanlagen vorüber, zwischendurch wieder ein grüner Abschnitt, dann die Autobahn längs des trägen, mit Nebelschwaden bedeckten, Flusses. Ein Rascheln kam auf, es war nicht mehr weit bis Stuttgart, wo ich umsteigen musste. Einige brachten sich erneut in Startposition, die Kopfhörer blieben am Ohr. Jacken und Gespräch wurden von den Ablagen gezogen. Mein Sitznachbar schien völlig abgedriftet zu sein und regte sich nicht. Er ist mir egal. Ja, das ist es, was ich hier spüre: Gleichgültigkeit. Alle sind scheinbar mit sich selbst genug beschäftigt: Egotaktiker in einem überfüllten Nahverkehrszug. Bis dahin dachte ich immer, der Gegensatz von Barbarei sei die Zivilisation, aber es war die Einsamkeit.

April 2018